

Ueber die Grenzen des Niederdeutschen und Mittelfränkischen.

Vortrag,

gehalten zu Köln am 7. Juni 1876 in der Sitzung des Vereins
für niederdeutsche Sprachforschung.

Wenn man die deutschen Mundarten in hoch- und niederdeutsche einteilt, so befinden wir uns in Köln auf neutralem Boden. Wir sind zusammen gekommen in der Hauptstadt des ripuarischen Franklandes, und gerade die Franken haben auch in ihrer Sprache bewiesen, dass sie vor allen den Beruf dazu besaßen, die getrennten Stämme Deutschlands zu einer politischen Einheit zu verbinden. Es ist der einzige deutsche Stamm, welcher in seinen nördlichsten Abzweigungen das reinste Niederdeutsch bewahrt und andererseits seine Sprache durch manigfache Abstufungen und Mischlinge bis zum Oberdeutschen hindurchgebildet hat. Der fränkische Uebergangsdialekt nun, auf den ich Ihre Aufmerksamkeit für kurze Zeit hinlenken möchte, welcher das sprachliche Mittelglied zwischen dem Niederrhein und Oberrhein, zwischen Niederdeutschland und Oberdeutschland bildet, — er hat bis jetzt noch nicht das Glück gehabt, sich eines allgemein anerkannten Namens zu erfreuen: man hat ihn den niederrheinischen, ripuarischen, nordrheinfränkischen, nordfränkischen, mittelhheinfränkischen, mittelfränkischen, kölnischen genannt. Gegen die meisten dieser Namen aber liegen, abgesehen davon, dass sie bis jetzt nicht durchgedrungen sind, gar manche Bedenken vor, und ich möchte darum die erste Versammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, die auf rheinischem Boden tagt, freundlichst einladen, bei dem noch nicht rite getauften Kinde Pathe zu stehn und dasselbe in ihre besondere Obhut und Pflege zu nehmen.

Die Mundart kölnisch zu nennen, geht nicht wol an, obgleich Köln immer die bedeutendste Stadt im Bereich derselben war. Gerade weil es eine Uebergangsmundart ist, finden wir eine bunte Manigfaltigkeit der Sprache und vielfache Abweichungen unter den einzelnen grösseren und kleineren Orten, und so dürfen wir als kölnischen Dialekt nur den in der Stadt selbst gesprochenen bezeichnen. Sehr verwirrend

hat der Name niederrheinisch gewirkt; denn er schliesst das Gebiet des rein niederdeutschen Frankenlands mit ein und ist zum Teil daran schuld, dass nicht selten ganz verschiedene Mundarten zusammenge-
worfen sind. Derselbe Mangel haftet an dem Namen nordrheinfränkisch oder nordfränkisch; denn auch dieser würde das niederdeutsche Franken nicht ausschliessen. Weniger zweideutig ist es, wenn wir von einer ripuarischen Mundart reden; allerdings bilden die ripuarischen Gaue den Kern und Mittelpunkt des Gebietes, in welchem unser Mischdialekt herrscht. Allein die Grenzen beider decken sich nicht genau, und zudem ist es wünschenswert, die Namen für die fränkischen Mundarten so zu wählen, dass sie untereinander in Beziehung stehen. So erscheint es am zweckmässigsten, wenn wir die Mundarten am Rhein als niederrheinfränkisch, mittelhheinfränkisch und oberrheinfränkisch oder kurzweg als niederfränkisch, mittelfränkisch und oberfränkisch bezeichnen, zu welchen Namen alsdann das Ostfränkische als die Mundart im Lande der Mainfranken hinzukommt. Mittelfränkisch haben auch bereits M. Heyne und Braune unseren Mischdialekt genannt.

Ueber die Lautlehre des Mittelfränkischen liegen uns aus der letzten Zeit einige gut orientierende Arbeiten vor. Sein Verhältnis zum Niederländischen im Mittelalter behandelt Braune in den Untersuchungen über Heinrich von Veldeke (in der Zeitschrift für deutsche Philologie IV.), die Grenzen der Mundart gegen das Niederfränkische und Niedersächsische hin sucht derselbe in einem trefflichen Aufsatz „zur Kenntnis des Fränkischen“ in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur I. genauer festzustellen, indem er dabei ältere Urkunden und die Sprachproben bei Firmerich heranzieht. Wahlenberg hat 1871 im Programm des Apostelgymnasiums zu Köln das Mittelfränkische in Bezug auf die Lautverschiebung eingehend behandelt und über die Zwischenstufen zwischen ihm und dem Niederdeutschen zuverlässiges Material mitgeteilt. Für den Siegerländer Dialekt, welcher im Südosten die Grenze der Mundart bildet, hat Heinzerling in seiner Inaugural-Diss. (über den Vocalismus und Consonantismus der S. M.) 1871 eine Darstellung des Lautstandes, mit Rücksicht auf die anstossenden Mundarten, geliefert. Die auf der Grenze zwischen Mittel- und Niederfränkischem stehende Mundart von Krefeld stellt die gediegene Abhandlung von Röttsches im 7. Bande der Zeitschrift für deutsche Mundarten dar.

Die angrenzenden niedersächsischen Dialekte haben gleichfalls ihre Bearbeiter gefunden. Mustergiltig ist die Darstellung, welche Fr. Woeste in Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung II. von der Mundart in den Kreisen Iserlohn und Altena geliefert hat; derselbe hat ausserdem in der Zeitschrift für deutsche Mundarten die manigfachsten Beiträge zur Grammatik des Südwestfälischen mitgeteilt. Eine Lautlehre des Süderländischen geben Honcamp im Archiv für neuere Sprachen und Humpert im diesjährigen Programm des Gymnasiums zu Bonn.

Was das Niederfränkische anlangt, so müssen wir vom Niederländischen hier absehn, da es sich als Schriftsprache behauptet hat; die niederfränkischen Mundarten der Rheinprovinz dagegen sind bis jetzt etwas stiefmütterlich behandelt worden. Veraltet und nur den Vokalismus oberflächlich berührend ist der Aufsatz von Geerling im Jahresbericht des Gymnasiums zu Wesel von 1841 über das Clevische. Den Dialekt von Mülheim a. d. Ruhr hat H. Kühne (vam Hingberg) in seinen Erzählungen „Ut auler un neier Tied“ (Leipzig, 1872 u. 1873) mit Glück angewandt¹⁾ und in der Vorrede zum ersten Bande einige Bemerkungen über die Laute gemacht.

Durch diese und andere Arbeiten sind allerdings schon manche Bausteine herbeigeschafft, und es ist bereits einige Klarheit in das Wirrsal der Dialekte am Niederrhein hineingekommen. Allein bis jetzt ist doch nur ein erster Anfang gemacht, und es bedarf noch tüchtiger Arbeit und des Zusammenwirkens verschiedener Kräfte, ehe wir über den heutigen und älteren Stand unserer Mundarten genügend aufgeklärt sind. Ein besonders dringendes Bedürfnis ist eine, bis ins Einzelne gehende, zuverlässige Feststellung der Grenzen zwischen dem Mittelfränkischen einerseits und dem Niederfränkischen und Niedersächsischen andererseits. Denn die starke Bewegung in der Bevölkerung, welche die rege Industrie der Gegenden mit sich bringt, hat schon hier und da kleine Schwankungen herbeigeführt und verwischt überhaupt allmählich die Besonderheiten der Mundarten. Jetzt würde es sich noch lohnen, die Grenzen und Uebergänge derselben, wie sie augenblicklich vorliegen, zu verzeichnen. Denn, soweit meine Beobachtungen reichen, würde damit der Stand der Mundarten so fixiert werden, wie er wenigstens in den letzten drei Jahrhunderten gewesen ist, und wir hätten in dem so zusammengestellten Material eine brauchbare Unterlage auch für die Behandlung der älteren Dialekte. Ich selbst bin nur in der Lage, für einen kleinen Strich der Grenze, wo ich seit längerer Zeit meinen Wohnsitz habe, zuverlässige Mitteilungen zu machen, möchte aber die Gesichtspunkte, von denen ich bei meinen Nachforschungen ausgegangen bin, kurz darlegen, einmal um über etwaige irrtümliche Voraussetzungen Aufklärung zu empfangen, sodann um Andere zu ähnlichen Untersuchungen in ihren Gegenden anzuregen und womöglich eine Vereinigung recht vieler Kräfte zu einer methodischen Untersuchung des Gegenstandes herbeizuführen.

Für mich bildete den Ausgangspunkt eine Frage, die eigentlich erst am Schluss in Betracht gezogen werden dürfte, die viel besprochene und für die ältere Geschichte unserer Gegenden so wichtige Streitfrage, wie sich die Franken und Sachsen aus den in frühester Zeit genannten einzelnen kleineren Stämmen zu grösseren Völkerbeständen zusammengefunden haben, und wie etwa dieser Process noch heute in den Volksdialekten erkennbar sei. Ist das letztere wirklich der Fall,

¹⁾ Ganz kürzlich erschien von demselben „Schloss Broich un sin Vöartied Gedich in 9 Bildern.“ (Mülheim a. d. Ruhr, 1876).

dann haben wir darin allerdings ein Moment, welches die so dürftigen historischen Nachrichten einigermaßen ergänzen könnte.

Bei der Entscheidung darüber, welche Stämme sich als Franken vereinigt haben, geben uns die alten Gaunamen den sichersten Anhalt. Ganz im Nordosten des Gebiets der Franken liegt die Twente, ein Beweis, dass die Tubanten zu ihnen gehören. Südlich schliesst an diesen Gau das Hamaland an mit der Düffel als Untergau (Deventer im Norden, Xanten im Süden und Emmerich in der Mitte bezeichnen die Gegend): es ist das Land der Chamaven. Die Rheininsel nebst dem südlichen Ufer der Waal bewahrt noch heute als Betuwe die Erinnerung an die alten, nie ausgewanderten, wenn auch von den Saliern unterworfenen Bewohner, die Bataven. Von hier aus setzten die salischen Franken, deren Kern die Sigambren bildeten, ihre Eroberungszüge nach dem Süden fort und verbreiteten fränkische Sprache und noch weiter fränkische Herrschaft durch Belgien nach Gallien hinein. Kehren wir zum Rheine zurück, so grenzt an den Süden des Düffelgaues der Hettergau, gröstenteils auf der linken Rheinseite (wir dürfen hier Geldern als geographischen Mittelpunkt ansehen), ein schmaler Streifen reicht aber auch über den Strom hinüber, wo Stirum nach urkundlichem Zeugnis zum Hettergau gehört. Dieser ist der Wohnsitz der Chattuarier, welche — wenigstens ihrem Hauptteil nach — von dem rechten auf das linke Rheinufer übersiedelten und die von den Saliern verlassenen Wohnsitze einnahmen. Alle die bisher genannten Stämme bewahrten im Ganzen rein-niederdeutsche Sprache, sie bilden das Gebiet des Niederfränkischen. Dieses reicht also auch auf die rechte Rheinseite hinüber und muss hier sprachlich gegen das nahe verwandte, gleichfalls rein-niederdeutsche Sächsische abgegrenzt werden. Dazu müssen wir, weil der Consonantenstand der gleiche ist, den viel schwankenderen Vokalismus, insbesondere aber Eigentümlichkeiten der Declination und Conjugation zu Hilfe nehmen. Im Norden hat sich das Niedersächsische in breitem Strom, wie über das Friesische, so auch über die vorgeschobenen Posten des Niederfränkischen ergossen: das letztere hat in der Twente und in dem nördlichen Teile des Hamalandes und der Veluwe weichen müssen. Nach der Mitteilung des Herrn Prof. Kern aus Leiden geht in ersterem die Grenze beider Dialekte jetzt über Wichmund, in der Veluwe über Doesborg an der Issel. Wann diese sprachliche Invasion eingetreten und was die Veranlassung dazu gegeben hat, bedarf noch näherer Untersuchung.

Südlich von den Niederfranken setzten sich die Ripuarier auf beiden Ufern des Rheines fest, auf dem linken nahmen sie das Land der Ubier ein, welche letzteren so aus der Botmässigkeit der Römer in diejenige ihrer Stammesgenossen übergingen. Denn die ripuarischen Franken sind nach der wahrscheinlichsten Annahme eine Vereinigung fränkischer Stämme von der rechten Rheinseite, welche teils auf die linke übertraten und das Gebiet der Ubier eroberten, teils in ihrer Heimat einen Streifen Landes am rechten Rheinufer behaupteten. Hier bewohnten sie noch vier Gaue: den Auelgau um die Sieg, den Deutz-

gau, welchen die Dhünn und Wupper durchfliessen, den Keldagau mit der Düssel, die an ihrer Mündung der Stadt Düsseldorf den Namen gibt, endlich den Ruhrgau mit Duisburg und dem altberühmten Kloster Werden. Auf der linken Rheinseite gehören zu Ripuarien folgende Gaue, die ich gleichfalls in der Reihenfolge von Süden nach Norden aufzähle: der Bonner-Gau von der Ahr bis etwas unterhalb Bonn, westlich daran grenzend der Eifel- und der Zülpich-Gau, weiter am Rheine abwärts der Kölner-Gau und (mit Neuss als Hauptort) der Nievenheimer Gau, diesen beiden zur Seite im Westen der Jülich-Gau. In dem beschriebenen Gebiete der Ripuarier am rechten und linken Ufer des Rheins ist recht eigentlich das Mittelfränkische zu Hause; nur müssen wir auf der rechten Seite des Stroms den nördlichsten Gau, den Ruhrgau, ausschliessen: er hat niederdeutsche Art und Sprache. Auf der linken Rheinseite dagegen reicht das Mittelfränkische über die Grenzen Ripuariens hinaus. Im Norden liegt zwischen diesem und dem niederdeutschen Hettergau noch der Mülgau, über dessen politische Zugehörigkeit die Ansichten sehr auseinander gehn. Innerhalb dieses Gaues läuft die Grenze zwischen Mittelfränkisch und Niederfränkisch. Auf derselben liegen die Städte Krefeld und Kempton. Das letztere z. B. hat (wie ich vernehme) von der oberdeutschen Lautverschiebung bereits ch für k im In- und Auslaut angenommen, braucht dagegen die niederdeutschen Formen des Pronomens *wei* und *gei* für die mittelfränkischen *wir* und *ihr*, ferner *ich habbe* statt *ich han*, während es in den Verbis *ich don*, *gon*, *ston* und *schlon* das dem Niederdeutschen in seinem jetzigen Sprachstande abhanden gekommene *n* beibehält. Das Gebiet des früheren Mülgaus bedarf also besonders sorgfältiger Untersuchung. Zum Glück fehlt es hier nicht an berufenen Forschern, welche in der Gegend zu Hause sind. Rötches hat, wie ich vorhin erwähnte, bereits Krefeld behandelt, und Norrenberg in Viersen hat teils in seinen Beiträgen zur Localgeschichte des Niederrheins, (z. B. Chronik der Stadt Dülken S. 193 ff., Geschichte der Herlichkeit Grefrath S. 88 ff.), teils in „des Dülkener Fiedlers Liederbuch, herausgegeben von Dr. Hans Zurmühlen“ (Viersen 1875), für Sammlung von Volksliedern und Volksreimen Anerkennenswertes geleistet und auch kurze Andeutungen über die sprachlichen Eigentümlichkeiten gegeben, sowie eine besondere Behandlung des Dialektes der Gegend zugesagt (vgl. Liederbuch S. 144).

Im Südwesten reicht der Mülgau bis zur Mündung der linksrheinischen Ruhr (Roer) in die Maas. Von da ab liegen vor den ripuarischen Gaue die Südspitze des Maasgaus und der Ardenner-Gau. Wie weit in beide hinein das Mittelfränkische reicht, kann ich nicht bestimmen. Im Süden bilden die beiden Moselufer mit dem Trierschen gleichfalls ein Vorland, dessen dialektische Verhältnisse noch nicht genau erforscht sind.

Auf der rechten Rheinseite grenzt das Mittelfränkische im Osten an das Südwestfälische. Es ist dies das Gebiet der Brukerer, Chattuarier und vielleicht noch anderer Stämme, die sich anfangs

den Franken angeschlossen hatten, aber am Ende des siebten Jahrhunderts durch siegreiches Vordringen der Sachsen von diesen dauernd unterworfen und zu deren Lande hinzugezogen wurden. Am bestimmtesten wird dies in Bezug auf die Brukerter und den nach ihnen benannten Boroctra-Gau (zwischen Lippe und Ruhr) überliefert. Es geschah im Jahr 694, als Suidbert eine grosse Anzahl Brukerter getauft hatte: die Sachsen schienen in dem vordringenden Christentum zugleich eine Gefahr für ihre politische Selbständigkeit erblickt zu haben, sie fielen in das Land der Brukerter ein und töteten oder verjagten die Christen. Suidbert nahm seine Zuflucht zu Pipin und erhielt von diesem einen Landstrich am Rhein zum Geschenk, wo er das Kloster Kaiserswerth gründete. Das letztere gab den Stützpunkt für das Christentum auf dem rechten Rheinufer ab, und die verjagten Christen aus den Brukertern mögen sich wol zum Teil um dasselbe angesiedelt haben. Ausser den Brukertern litten die rechtsrheinischen Chattuarier durch die Angriffe der Sachsen, ihr Land wurde z. B. 715 von diesen verwüstet und ohne Zweifel blieb ein Teil davon in deren Händen. Denn wir finden auch in Westfalen einen Gau Hatterun, dessen Name unzweifelhaft auf die Chattuarier hinweist. In ihm lag Herbede am südlichen Ruhrufer, unmittelbar an der Grenze des Boroctra-Gaues. Ich möchte daraus den Schluss ziehen, dass die spätere Grafschaft Mark und vielleicht ein Teil des Sauer- oder Süderlandes eben jenes Gebiet der Chattuarier (vielleicht auch anderer kleinerer Stämme) ist, welches die Sachsen damals eroberten. Die neu erworbenen Striche der Brukerter und Hattuarier bildeten das Land der Westfalen, d. h. der Westmannen. Sie waren durch die Vertreibung der zahlreichen Christen und die Verheerungen des Krieges ohne Zweifel stark entvölkert und wurden von den Engern, welche den Kern des Sachsenvolkes ausmachten, zum Teil neu colonisiert. So ward in ihnen niederdeutsche Art und Sprache befestigt, oder wenigstens durch die politische Trennung dauernd gesichert. Denn wir dürfen kaum annehmen, dass die oberdeutsche Mundart schon damals bis in diese Gegenden hinein sich geltend gemacht hatte; haben doch die linksrheinischen Chattuarier bis heute ihre niederdeutsche Sprache festgehalten. Zwischen diesen Chattuariern auf dem linken Stromufer und den westfälischen Gauern, Boroctra und Hatterun, schieben sich wie eine Art Keil auf der rechten Rheinseite die nördlichsten ripuarischen Gaue, der Ruhr- und Keldagau, ein. Bedenken wir nun, dass der erstere niederdeutsch geblieben, der letztere wenigstens stark mit niederdeutschen Elementen versetzt ist, so drängt sich uns die Vermutung auf, dass wir in ihnen Reste von Brukertern und Chattuariern haben, die sich beim siegreichen Vordringen der Sachsen, durch Anschluss an die Ripuarier, behaupteten, und so ihr Christentum und ihre Zugehörigkeit zum Frankennamen retteten¹⁾. Wenn wir dies annehmen, haben wir unter den Ripuariern gleichfalls Brukerter und Chattuarier.

¹⁾ Ich könnte mich zum Beweise hierfür auf das Leben des h. Suidbert von Pseudo-Marcellinus berufen, wo Ratingen (bei Düsseldorf) in das Land der Brukerter

Bei einer solchen Mischung der Stämme erklärt es sich auf das Einfachste, wie hier eine reinliche Sonderung der Mundarten unmöglich ist; daher das Auftreten der so zahlreichen Mittelstufen zwischen Niederdeutsch und Mittelfränkisch, wie wir sie im Ruhr- und Keldagau finden. Eine Stammischung mag auch auf der linken Rheinseite die ähnliche Erscheinung im Mülgau herbeigeführt haben.

Suchen wir nach den Merkmalen, die uns die Grenze zwischen Niederdeutschem und Mittelfränkischem erkennen lassen, so steht natürlich die Lautverschiebung oben an. Aber gleich bei diesem Schibboleth der Unterscheidung treten uns Schwierigkeiten entgegen. Die oberdeutsche Bewegung im Consonantismus ist bei ihrem Vorschreiten nach Norden je mehr und mehr erlahmt, sie hat sich im Rheinland z. B. nur sehr unvollständig in der ripuarischen Mundart geltend gemacht, an der Grenze derselben ist ihr der Atem fast gänzlich ausgegangen, nur einzelne schüchterne Vorläufer hat sie selbst in niederdeutsches Gebiet hinein entsendet, indem sie dem k in einzelnen Wörtern Abbruch getan. So sind wir denn schon bei diesem Hauptmerkmal genötigt, statt eine scharfe Grenzlinie zu ziehen, eine Art von neutralem Gebiet auszusondern, innerhalb dessen wir gewisse Zonen der Lautverschiebung unterscheiden, wie dies z. B. Wahlenberg in seiner vorhin erwähnten Abhandlung mit Glück versucht hat: die äusserste dieser Zonen hat bei sonst ganz niederdeutschem Lautstande vom Oberdeutschen bloss ch statt k im In- und Auslaut angenommen, eine zweite duldet ausserdem oberdeutsches z (β) und niederdeutsches t neben einander. Wo von t nur dat, wat, et, dit und vielleicht noch allet übrig geblieben ist, da haben wir das eigentliche Mittelfränkische anzunehmen.

Zu Hilfe kommen uns bei der Ausscheidung dieser Uebergangszonen noch andere grammatische Eigentümlichkeiten. Das Mittelfränkische hat in mir und wir den Schlussconsonanten gerettet, das Niederdeutsche verlangt *mî* (wofür auch das accusativische *mek* eintreten kann) und *wî*, *fî* oder *wei*. Dort lautet der Plural der 2. Person *îr* (ihr), im Niederdeutschen *gi* (*ji*), *gei* (*jei*), oder dualisch *get* (*jet*). Das letztere hat schon in der ältesten Zeit in der ersten Person des Präsens beim Verbum haben (alts. *hebbjan*) die Endung *n* aufgegeben (alts. *hebbju*, in den neueren Mundarten *hef* oder *heb*), das Mittelfränkische hat mit den oberdeutschen Volksdialekten die Endung gerettet und verlangt *ich hann*. Ebenso stehn niederdeutsch *ek*, *sî*, *dô*, *gô*, *stô*, *slô* (schlô) mittelfränkischem *senn*, *donn*, *gonn*, *stonn*, *schlonn* gegenüber. Ausserdem kommt in Betracht die Eigentümlichkeit des Mittelfränkischen, der ersten Person im Präteritum schwacher Verba ein *n* anzufügen, z. B. *ech menden* (ich meinte), und die Bildung der drei Personen des Plural. In Hinsicht auf den letzten Punkt steht das Mittelfränkische mit dem Niederfränkischen zusammen dem Sächsischen gegenüber, dies hat die Endung *et*, die andern *en*. Indes

verlegt wird. Allein das genannte Buch ist eine grobe Fälschung später Zeit und ohne jede Autorität. Vgl. Bouterwek, Swidbert, der Apostel des bergischen Landes, (Elberfeld 1859) S. 16.

ist der Unterschied für die heutigen Dialekte nicht mehr so durchgreifend, da er schon frühe in niedersächsisches Gebiet eingedrungen ist.

Dies sind einige von den wesentlichen grammatischen Unterschieden, wie ich sie in hiesiger Gegend kennen gelernt habe. Es würde zu weit führen, wollte ich mich auf die lexikalischen Besonderheiten in beiden Mundarten einlassen; ohnedem sind sie weniger durchgreifend und örtlich beschränkter als die andern. Doch will ich wenigstens zwei Wörter anführen, die auf der Grenze des Keldagaues, gegen Westfalen hin, gute Dienste leisten: die Wiesen werden auf fränkischer Seite *banden* oder *bänden*, in Westfalen *wischen* genannt; die Kornähren heißen dort *ödern*, hier *ären*.

Wenn wir alle diese Merkmale zusammen nehmen, so können wir wol einer jeden Zwischenstufe nach den vorwiegenden Momenten ihre Stellung innerhalb des Mittelfränkischen oder Niederdeutschen anweisen. Wir werden aber am sichersten verfahren, wenn wir nicht darauf ausgehen, eine scharfe Grenze zu ziehen, sondern, wie ich es vorhin vorschlug, einen Gürtel von zwei oder auch mehr Zwitterstufen zwischen die Mundarten legen. Die Untersuchung erfordert sorgfältige Beobachtung und genaue Lokalkentnis, sie kann im Allgemeinen nur von Ortskundigen mit Sicherheit ausgeführt werden; die Verwertung und Zusammenstellung der Resultate muss dagegen von philologisch gebildeten Germanisten vorgenommen werden. Denn die Angaben selbst der tüchtigsten Kenner eines Lokaldialektes können für die allgemeine Beurteilung der Frage nicht genügen, sobald jene nicht überhaupt sprachlich durchgebildet und mit den älteren Dialekten hinlänglich vertraut sind.

Wie sehr die Annahmen der Ortsangehörigen täuschen, kann man z. B. in Elberfeld und Barmen beobachten. Hier ist die landläufige Sage, worauf der Eingeborne wie auf ein Evangelium schwört, die Schwarzbach, ein kleines Rinnsal im Osten Barmens, auf der Grenze der Rheinprovinz und Westfalens, scheidet märkisch-westfälischen und rheinischen Dialekt, wie man die mittelfränkische Mundart zu nennen pflegt. Wie liegt es aber in Wirklichkeit? Elberfeld und Barmen ziehen sich langgestreckt im Wuppertal, ziemlich genau in der Richtung von West nach Ost, zwei Stunden weit hin. Der Dialekt des östlichsten Teiles von Barmen, noch diesseits der vielberufenen Schwarzbach, ist ganz nahe verwandt dem unmittelbar anstossenden westfälischen von Schwelm. Und wie sollte es anders sein? Dieser Teil von Barmen gehörte bis in's 17. Jahrh. hinein zur Pfarrei von Schwelm, und mitten durch Barmen ging eine alte Landwehr, die wir wol als die ursprüngliche politische Grenze zwischen Frankenland und Sachsen betrachten dürfen. Der westliche Teil von Barmen war nach Elberfeld hin eingepfarrt, und sein Dialekt ist noch heute dem Elberfelder gleich, hat aber in dem laufenden Jahrhundert nach Osten hin weiter um sich gegriffen und die dortige Mundart etwas zurückgedrängt. Indes auch der Elberfelder Dialekt ist vorwiegend als niederdeutscher zu bezeichnen: eine entschiedenere Annäherung zum Mittelfränkischen verrät erst

der Dialekt des im Westen angrenzenden Dorfes Sonnborn; zwischen dieses letztere und Elberfeld müsste man demnach die Grenze zwischen Niederdeutsch und Mittelfränkisch verlegen, wenn man überhaupt eine solche durch eine scharfe Linie bezeichnen wollte.

Was die Mundart von Elberfeld anlangt, so beharrt der Consonantismus fast ganz auf niederdeutschem Stande: t¹⁾ und k²⁾ sind kaum durch z (ß) und ch beeinträchtigt; das Pronomen der 1. Person im Plural lautet fî, das der 2. dualisch get; man hat die 1. Sing. ohne n in ek, hef, sî, dô, gô, stô, schlô. Daneben finden sich allerdings Eigentümlichkeiten des Mittelfränkischen, die indes z. T. weniger entscheidend sind, wie die im Plural des Verb durchgehende Endung en. Eine grössere Hinneigung zu diesem Dialekte verrät das n in dem Sing. Präter. der schwachen Verba (ek menden), und die häufige Nasalierung von n und nd, z. B. sténg (Steine), kléng (klein), honk (Hund), Pl. hōng u. ä.

Manche der Sprachformen oder Wörter, welche jetzt in Elberfeld durchgedrungen den starken Einfluss der benachbarten rheinischen Mundart bekunden, sind noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nicht so allgemein gewesen. Damals war z. B. die 1. und 3. Sing. Prät. des Zeitworts sein noch in der Form ek (hâ) was nicht unüblich, jetzt lauten dieselben nur ek (hâ) wâär. Auch Spuren in älteren Aufzeichnungen leiten uns zur Annahme, dass wenigstens seit 1500 in Elberfeld ein wesentlich niederdeutscher Dialekt herrschte. Nur darf man sich dabei nicht auf die gerichtlichen und sonstigen öffentlichen Urkunden beziehen. Diese sind anfangs in der mittelfränkischen Mundart abgefasst, wie sie im Herzogtum Berg als offizielle Sprache üblich war, später tritt an deren Stelle die hochdeutsche Schriftsprache. So beginnt z. B. eine Urkunde von 1552:

„Wir Jaspas Krummell Belgen eheluidt Thoin samen khundt allermennichlich vnd bekennen offentlich in craft dieses briefs Dasz Nachdem wir denn Erbarh Peter Teschemecher Mergen eheluiden ehern erben luidt eines kouffbrieffs daruber vfericht verkofft hauen vnsern haluen hoff, huissz, garten, schuir, veldt, bosch, heubroich, vnd blech (wie dasz alles vurgerorter kouffbrieff gemein vnd jnsonderheit viszdruckt gnanndt die Krummels mirck), jn wilcherem kouff wir vnsez verschreiben vnd verpflichtet jnnen den ehegelerten keuffern alsulchen erffgoit losz vrej ahen einige viszguldt scholt ader beswernisz — zu lieberr.“

Wir sehen hier, wie der Schreiber bemüht ist, das Schriftdeutsch

¹⁾ Die Verschiebung des t findet sich nur in béss (bis), herz, witz. Die beiden letzten sind aus dem Hochdeutschen wahrscheinlich erst in jüngerer Zeit eingedrungen: für herz findet sich in manchen Wendungen noch die alte Form, z. B. et dôt mek wêâ am hatten; witz in witzich und witzknösel ist offenbar der Schriftsprache entnommen, obgleich es die Bedeutung etwas verändert hat und mehr die Neigung, sich vorzudrängen und durch vorlautes Wesen geltend zu machen, bezeichnet.

²⁾ k für ch behauptet sich, abgesehen von hochdeutschen Wörtern, die auch sonst ins Niederdeutsche eingedrungen sind, wie frech u. ä., mit sehr wenigen Ausnahmen. Nach meinen Beobachtungen sind es nur secher (sicher) und die Endsilbe lich, welche die Lautverschiebung durchmachen.

anzuwenden, aber nicht selten in das ihm geläufige Mittelfränkische zurückfällt. Man würde aber irren, deshalb das letztere für die Muttersprache der Aussteller jener Urkunde zu halten, die aus eingebornen Elberfelder Familien stammen. Wie diese sprachen, verrät die Aufschrift des einen von ihnen auf dem Rücken der Urkunde:

„Dusse verschrybonge dusser gunterssmyrckenn hebb yck Jasperen Crumell vnd Beykenn syner huysfrauwe oyck affgekafft vnd oyck betalt vnd oyck dayr vertycht vnd vytganck dayr vp entfangen yss yn dat vertychs boeck tho Eluerueld geschreuen. Peter Tesschemeker myne hant.“

Nur aus solchen Aufzeichnungen ganz privater Art lassen sich Schlüsse auf die Mundart einer Gegend in älterer Zeit machen. Alle Urkunden, die irgendwie einen öffentlichen Charakter an sich tragen, sind hierfür nicht zu verwenden. Allerdings wird in Folge dieses Umstandes das Material für die Untersuchung über den früheren Stand der Mundarten wesentlich beschränkt.

Bemerkung.

Ich hatte versprochen, den obigen Vortrag für das Jahrbuch umzuarbeiten und zu erweitern. Inzwischen hat Herr Dr. Wenker in Düsseldorf durch Vermittelung der königl. Regierungen aus einem grossen Teile der nördlichen Rheinprovinz von Volksschullehrern Aufzeichnungen über den Stand der Dialekte erhalten, welche in ihrer Gesamtheit für die wichtigsten Punkte, die in Frage kommen, eine Uebersicht der heutigen mundartlichen Verhältnisse ermöglichen. Bevor nun Herr Dr. Wenker die Resultate seiner dankenswerten Nachforschungen veröffentlicht hat, was in nächster Zeit in Aussicht steht, würde es ungeeignet sein, eine Umarbeitung des obigen Vortrags vorzunehmen. Derselbe war von mir nur dazu bestimmt, die Sache auf der Versammlung in Köln anzuregen und Mitarbeiter zu gewinnen. Ich würde ihn darum jetzt ganz zurückgezogen haben, wenn nicht Herr Dr. Lübben den bestimmten Wunsch ausgesprochen hätte, dass ich ihn, trotz der veränderten Umstände, ohne weitere Verarbeitung, für das Jahrbuch überlassen möchte. Ich bin auch um so lieber darauf eingegangen, weil ich hoffen darf, dass vielleicht die eine Seite, welche er hervorhebt, die Behandlung der älteren Mundarten den einen oder andern der Leser unsers Jahrbuchs veranlassen könnte, geeignetes Material dafür zu veröffentlichen.

ELBERFELD.

W. Creelius.